

Predigt zum Beginn der Interkulturellen Woche über Mt 15,21–28

Liebe Gemeinde!

Es ist der 4. September 1978. Mein erster Schultag als Austauschschüler an einer amerikanischen High School in Kansas City. Das Gebäude ist riesig. 1.700 Schülerinnen und Schüler der Klassen 10 bis 12 wuseln durch die Flure, unterhalten sich lauthals, lachen, scherzen, öffnen ihre Schließfächer, nehmen ihre Bücher heraus und strömen in die Klassenräume.

Eine bunte Truppe, viele von ihnen Afro-Amerikaner. Ich verstehe kein Wort, verlaufe mich auf dem Weg zur ersten Stunde, habe Mühe dem Unterricht zu folgen. Zum Glück helfen mir meine Gastschwester Sarah und meine Vertrauenslehrerin Mrs. Agniolli dabei, mich zurechtzufinden. Erst Jahre später erfahre ich, worüber während meines Aufenthalts niemand auch nur ein Wort verliert: Es ist ein historischer Tag. Denn mit dem neuen Schuljahr wird die Rassentrennung im Schulbezirk nach 73 Jahren aufgehoben. Weiße und Schwarze besuchen das erste Mal seit 1905 gemeinsam eine Schule. In den beiden Schulhören, in denen ich mitsinge, spielt die Hautfarbe keine Rolle. Auch nicht beim Sport. Aber der Disk Jockey spielt beim Schulball abwechselnd Hits, die bei weißen oder bei schwarzen Jugendlichen populär sind. Entsprechend tanzen Schülerinnen und Schüler nach Hautfarben getrennt. Ich habe viel gelernt in diesem Jahr über den Reichtum kultureller Vielfalt und über die Schwierigkeiten im Zusammenleben zwischen Menschen unterschiedlicher Hautfarbe, kultureller Prägung und Religion.

An meine Erfahrungen als Austauschschüler musste ich in der Vorbereitung auf diesen Gottesdienst denken. Denn ein Soziologe hatte bei einem Vortrag in der vergangenen Woche darauf aufmerksam gemacht, dass der Grad der Vielfalt in Deutschland inzwischen dem in den USA entspricht. Die Interkulturelle Woche erinnert uns an die Chancen, aber auch die Herausforderungen, die sich damit verbinden.

Davon erzählt auch die biblische Geschichte, die wir eben als Lesung gehört haben. Jesus wandert mit seinen Jüngerinnen und Jüngern vom See Genesareth nach Norden, über die Grenze in den heutigen Libanon hinein, entlang der Mittelmeerküste, durch die Gegend rund um die Hafenstädte Tyros und Sidon. Dort wohnen Menschen, die griechisch sprechen.

Sie opfern fremden Göttern und züchten Schweine. Die jüdischen Gemeinden sind in der Minderheit. Jesus zieht von Synagoge zu Synagoge. Dort predigt er von Gott als dem barmherzigen Vater und vom Reich

2

seiner Liebe, das schon so nahe ist, dass erste Vorzeichen davon in unsere Realität hinein durchbrechen.

Als er nach einer seiner Predigten aus der Synagoge auf die Straße tritt, wirft sich ihm eine einheimische Frau vor die Füße. Sie bittet ihn laut schreiend um Hilfe für ihre kranke Tochter. Sie lässt sich nicht abdrängen. Sie hört nicht auf zu schreien. Eine peinliche Szene. Und Jesus? Schweigt: abweisend, unnahbar, kalt. Und als die Frau nicht aufhört, ihn

zu drängen, fällt das böse Wort von den Hunden, die man nicht vom Tisch füttern soll.

Aber – und das ist das Erstaunliche – dabei bleibt es nicht. Die Frau gibt einfach nicht auf. Bewundernswert. Ist es die tiefe Liebe zu ihrer Tochter, die ihr die Kraft dazu gibt? Ist es die Kraft der Verzweiflung? Jedenfalls dreht sie Jesus das Wort im Mund herum und bittet ihn erneut: „Aber doch essen die Hunde von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren fallen.“ Da gibt Jesus sich schließlich geschlagen: „Frau, dein Glaube ist groß, dir geschehe wie du willst!“

Die zunehmende Vielfalt unserer Gesellschaft ist eine Herausforderung: für die Menschen, die zu uns kommen in gleicher Weise wie für uns Einheimische. Was brauchen wir, um diese Herausforderung zu bewältigen?

Wenn wir der biblischen Geschichte von der Frau folgen, die Jesus um Hilfe für ihre Tochter bittet, dann braucht es vor allem eines: einen großen Glauben.

Ein großer Glaube, der an ein friedliches Zusammenleben trotz aller Unterschiede glaubt. Ein großer Glaube, der keine Angst hat vor Menschen fremder Sprache und Herkunft. Ein großer Glaube, der Hass und Gewalt mit unendlichem Vertrauen, mit Zuversicht und mit Liebe begegnet. Ein großer Glaube, der einfach nicht aufgibt. Ein großer Glaube, der immer wieder Brücken baut über sprachliche, kulturelle und religiöser Gräben hinweg. Ein großer Glaube, der mit weitem Herzen die Herausforderungen annimmt und bewältigt, die sich daraus ergeben.

3

Noch vor allen Gesetzen und Rechtsverordnungen, vor allen kultur-, bildungs- und sozialpolitischen Programmen, vor allen Sprachkursen und Integrationsbemühungen in Kindertagesstätten und Schulen, vor allen Konfliktlösungsansätzen und noch vor dem Kampf gegen Ausländerfeindlichkeit und Rassismus beginnt alles mit diesem großen Glauben. Er beruft sich nicht auf Erfahrungen, auf Realitäten oder auf den gesunden Menschenverstand. Er ist voraussetzungslos einfach da und glaubt gegen jeden Augenschein, gegen jeden Widerstand, gegen jede Enttäuschung daran, dass die Liebe siegen wird.

Aus diesem Glauben wächst eine Zuversicht, die sich den Realitäten stellt und trotz aller Niederlagen nicht aufgibt. Aus ihm heraus wächst die Kraft, der Dynamik von Angst und Neid entgegenzutreten, die Herzen eng macht, die abwertet und ausgrenzt. Aus ihm heraus wächst eine Haltung, die sagen kann: „Wir schaffen das“ oder wie es zur Interkulturellen Woche in diesem Jahr heißt: #offengeht.

Und das ist nötig. Denn eine offene Gesellschaft hat Feinde. Gruppierungen nehmen nationalistische und völkische Ideen auf und fördern damit Ausgrenzung und Spaltung. Sie schüren Ängste vor Zuwanderung und Vielfalt und nähren so Hass und Gewalt.

Der Staat kann viel tun, um solchen Entwicklungen entgegenzutreten und Integration zu fördern, indem er etwa gegen Rechtsradikalismus vorgeht oder Beratung für Geflüchtete und Migranten sicherstellt. Und ich bin sicher, dass auch eine neue Bundesregierung dafür Verantwortung übernehmen wird. Am Ende aber geht es nicht ohne die Zivilgesellschaft,

ohne Unternehmen, Gewerkschaften, Kultureinrichtungen, Medien, Vereine und Kirchen. Vor allem geht es nicht ohne den großen Glauben eines jeden von uns, dass sich kulturelle Gräben überwinden lassen und dass das Zusammenleben gelingen kann. Er bildet das Fundament für alles andere. Aus ihm wächst der lange Atem und das Engagement, das es dafür braucht.

Wer nach Südafrika reist, kann von Kapstadt aus mit dem Schiff in die Tafelbucht hinausfahren und das Gefängnis auf Robben Island besuchen, in dem Nelson Mandela von 1964 bis 1982 inhaftiert war. Die Zelle, in der er gelebt hat ist klein, 2 mal 2 Meter. Jeden Tag, so erzählt er es in seiner Autobiographie, sei er nach dem Aufstehen dort eine halbe Stunde auf der Stelle gelaufen, um seinen Körper zu stärken und sich damit die innere Widerstandskraft zu erhalten. 18 Jahre lang hat er das jeden Tag praktiziert, hat sich den Glauben erhalten, dass es eines Tages gelingen wird, die Apartheid zu überwinden, hat jeden faulen Kompromiss abgelehnt, der ihm die Freiheit hätte bescheren können. Nach insgesamt 28 Jahren Haft kam Nelson Mandela 1990 frei. Am 9. Mai 1994 wurde er zum erster schwarzer Präsidenten Südafrikas gewählt.

#offengeht.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.